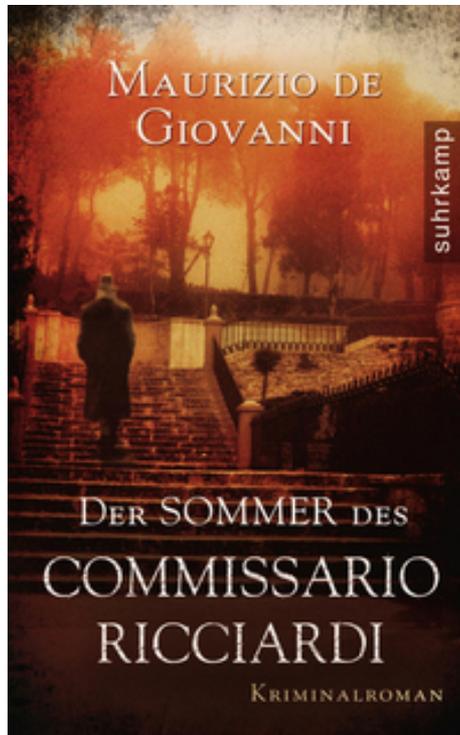


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Giovanni, Maurizio de
Der Sommer des Commissario Ricciardi

Kriminalroman
Aus dem Italienischen von Doris Nobilia

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4249
978-3-518-46249-2

suhrkamp taschenbuch 4249

Sommer 1931, Neapel ächzt unter Hitze und Faschismus gleichermaßen. Doch Commissario Ricciardi vermögen beide nicht aufzuhalten. Eine unheimliche Gabe lässt dem brillanten Ermittler keine Ruhe: Er hört die letzten Worte der Toten. Sein neuester Fall allerdings stellt seine Hartnäckigkeit auf eine schwere Probe: Herzogin Adriana Musso di Camparino, geheimnisvolle und skandalumwitterte Herrin der Salons und Theaterlogen, wurde ermordet. Die Liste der Verdächtigen ist lang: Ein sterbender Ehemann, ein betrogener Geliebter und zahlreiche Herren aus kleineren Affären, ein hasserfüllter Stiefsohn, diverse Angestellte und Ehefrauen. Doch länger noch ist die Liste derer, die allzu gründliche Nachforschungen um jeden Preis verhindern wollen ...

Maurizio de Giovanni wurde 1958 in Neapel geboren, wo er bis heute lebt. *Der Sommer des Commissario Ricciardi* ist der dritte Teil der Serie um den charismatischen Kommissar. Auf Deutsch erschienen bereits *Der Winter des Commissario Ricciardi* (st 4102) und *Der Frühling des Commissario Ricciardi* (st 4174).

Doris Nobilia wurde 1974 in Dillingen (Saar) geboren. Sie lebt als freie Übersetzerin in Frankfurt am Main.

Maurizio de Giovanni
**DER SOMMER DES
COMMISSARIO RICCIARDI**

Kriminalroman

Aus dem Italienischen von
Doris Nobilia

Suhrkamp

Die italienische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
Il posto di ognuno: L'estate del commissario Ricciardi
bei Fandango Libri s.r.l., Rom.

© Fandango Libri s.r.l., 2009

suhrkamp taschenbuch 4249

Erste Auflage 2011

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das

der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlaggestaltung und Bildmotiv:

HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich

ISBN 978-3-518-46249-2

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

**DER SOMMER DES
COMMISSARIO RICCIARDI**

I Lautlos und unbemerkt bahnte sich der Engel des Todes einen Weg durch die Menge der Feiernden. Er hielt sich dicht an der Mauer der Kirche, die noch von der morgendlichen Messe geschmückt war. Jetzt, in der Nacht, war das Geistliche dem Weltlichen gewichen. In der Mitte des Platzes brannte das traditionelle Freudenfeuer, auch wenn die Augusthitze einem den Atem raubte und niemand die Flammen aus altem Holz brauchte, das alle Familien gemeinsam zusammengetragen hatten.

Doch die Flammen halfen dem Todesengel, ließen ihn im Schatten der tanzenden Paare verschwinden, die sich zwischen dem Jauchzen der Kinder und den Pfiffen der fliegenden Händler zum Klang von Schellentrommeln, Gitarren und klatschenden Händen bewegten. Es war nicht geplant gewesen, doch die göttliche Gerechtigkeit würde ihm beistehen. Ein Knallfrosch explodierte, dann noch einer. Es war fast Mitternacht. Eine dicke, verschwitzte Frau täuschte eine Ohnmacht vor, der Mann neben ihr lachte. Der Todesengel streifte ihn, doch der Mann zuckte nicht einmal zusammen: In dieser Nacht sollte es nicht ihn treffen.

In ihrer schlichten, schwarzen Kleidung wäre die Gestalt auf dem Platz mit ihrem traurig gesenkten Blick und der leicht gebückten Haltung eigentlich aufgefallen. Doch in der Raserei jener Nacht bemerkte niemand ihre Schwermut. Auch damit hatte sie gerechnet.

An der Pforte des Herrenhauses angelangt, fürchtete der Todesengel kurz, diese könne wegen des Festes geschlossen sein; doch sie stand wie immer einen Spalt breit

offen. Wie ein Schatten glitt er hinein, während die Menge draußen eine Tarantella mit Gesang und Applaus begleitete; die Knallfrösche gaben den Takt an. Das Versteck war gut gewählt: Im schmalen Zwischenraum hinter einer Säule hieß es nun abzuwarten.

Eine Hand glitt in die Tasche, um das kalte Eisen zu berühren, fand aber keinen Trost. Auch der Schatten im Hof konnte keinen Trost spenden.

Das konnte nur der Wunsch nach Gerechtigkeit.

II Luigi Alfredo Ricciardi arbeitete gern an Sonntagen, was nur eine seiner Eigenheiten war. Die Kollegen des Kommissars dagegen drückten sich unter allerlei Vorwänden vor dem Wochenenddienst: Ob nun kranke Mütter zu pflegen waren, man sein Dienstaltes ins Spiel brachte oder vorgeschobene zwingende Familienangelegenheiten – jede Ausrede kam recht, um bloß nicht an dem Tag arbeiten zu müssen, an dem die ganze Stadt frei hatte.

Ricciardi dagegen schwieg – wie üblich – und zog wie üblich die schlechteste Karte. Nicht, dass ihm das etwa das Wohlwollen der anderen eingebracht hätte. Ganz im Gegenteil: Seine Kollegen verpassten keine Gelegenheit, um hinter seinem Rücken über ihn zu tuscheln.

Ein typischer Einzelgänger war er, die Hände in den Taschen vergraben und stets ohne Hut, sogar im Winter. An Betriebsfeiern nahm er nicht teil, fehlte bei Trinksprüchen und jeder Art von Zusammenkunft. Er schlug alle Einladungen aus, pflegte keine Freundschaften und vertraute sich niemandem an. Seine grünen Augen funkelten

in dem gebräunten Gesicht. Eine Haarsträhne, die ihm stets in die Stirn fiel, strich er jedes Mal nüchtern zurück. Er sprach wenig, und seinen schwarzen Humor teilten die wenigsten. Trotzdem fiel der Kommissar auf.

Er arbeitete ohne Unterlass, insbesondere wenn er einen Mordfall zu lösen hatte, was ihm die Missgunst derjenigen Kollegen eintrug, die für seinen Rhythmus bei den Ermittlungen kein Verständnis aufbringen konnten: Die ihm zugeteilten Polizisten verfluchten ihn insgeheim für die etlichen Stunden, die sie in strömendem Regen oder unter brennender Sonne mit bisweilen unnützer Beschatungsarbeit verbrachten. Voller Bosheit erklärten sie, dass man jedes Mal meinen könne, es sei ein Verwandter des Kommissars umgebracht worden, ganz egal, ob es sich bei dem Opfer nun um einen Adligen oder um einen armen Schlucker handelte.

Andererseits standen Ricciardis Fähigkeiten außer Diskussion. Ohne sich an die üblichen Verfahren oder die Anweisungen seiner Vorgesetzten zu halten, folgte er seinen eigenen, unverständlichen Wegen und fand dabei stets den Schuldigen. Man munkelte, dass Kommissar Ricciardi mit dem Teufel im Bunde stehe, der ihm die Gedanken der Mörder eingebe, und dieses Gerücht sorgte dafür, dass man ihn umso mehr mied, denn der Aberglaube war in Neapel stark verwurzelt. Über sein Leben wusste niemand etwas, vielleicht gab es auch nichts zu wissen. Er lebte allein mit seiner alten Kinderfrau, von Verwandten oder Freunden war nichts bekannt. Weder Frauen noch Männer interessierten ihn und noch nie hatte ihn jemand im Bordell oder im Theater gesehen. Er verbrachte keinen Abend außer Haus. Ricciardi flößte den Leuten jenes

Misstrauen ein, das man einem Menschen entgegenbringt, der ohne Laster zu sein scheint und folglich auch keine Tugenden besitzen kann.

Seine Vorgesetzten, allen voran Angelo Garzo, der stellvertretende Polizeipräsident, gaben sich keine Mühe, ihr Unbehagen gegenüber diesem Mann zu verbergen, der trotz seines großen Talents und Geschicks keinerlei Ehrgeiz hatte. Es hieß, Ricciardi sei steinreich, im Besitz riesiger entfernt gelegener Ländereien, und strebe demnach nicht nach einem höheren Gehalt. Das einzige, was ihn zu interessieren schien, waren die Ermittlungen.

Dabei zeigte er sich jedoch in keiner Weise befriedigt, wenn er den Schuldigen endlich gefasst hatte, sondern beschränkte sich darauf, ihn aus seinen beunruhigend klaren Augen fest anzublicken. Dann drehte er sich um und ging wieder zur Tagesordnung über. Wandte sich neuen Verbrechen zu.

Ricciardi war stets früh im Büro, auch wenn er Sonntagsdienst hatte. Auf dem langen Weg von der Via Santa Teresa bis zum Ende der Via Toledo begegnete er dann kaum einem Menschen, was ihm nicht leid tat. Er mochte die langsam erwachende Stadt, wenn ein paar klapprige Milch- oder Gemüsegewagen die Straße entlangholperten und die Gesänge der ersten Waschfrauen von den Brunnen herüberklangen, die versteckt in den von ihm durchquerten Arbeitervierteln lagen. Beim Gehen genoss er die letzte Frische, die von der Nacht übrig geblieben war. Die Hitze in diesem August war unerträglich, und es hatte seit über zwei Monaten nicht geregnet.

Im Halbdunkel bei angelehnten Fensterläden an seinem Schreibtisch sitzend, sammelte der Kommissar Ideen

und Gedanken für den Tag. Seine Arbeit bestand zu einem großen Teil aus mechanischen Gesten, Bürokratie, auszufüllenden Formularen, der Anwesenheitsliste: kaum der Rede wert, die Anwesenden an diesem Tag. Der Platz draußen war noch wie ausgestorben. Man hörte den heiseren Gesang eines Betrunkenen. Noch jemand, der Sonntagsdienst hat, dachte Ricciardi.

Die Tür stand halb offen, um ein wenig Luftbewegung zu ermöglichen. Lichtstreifen fielen auf die Wand unter den offiziellen Porträts des kleinen Königs und des dicken Regierungschefs. Eine Möwe gab den Gegenpart zum Lied des Betrunkenen, und Ricciardi dachte bei sich, dass sie den Ton besser hielt als ihr Gesangspartner. Müßig schaute er aus dem Türspalt in den für ihn sichtbaren Teil des Treppenhauses.

Auch im Halbdunkel waren die beiden Toten klar zu erkennen. Beide standen nebeneinander, in Ewigkeit vereint, obwohl im Leben kaum miteinander bekannt. Ein Denkmal für Räuber und Gendarm, dachte Ricciardi. Allerdings ein unsichtbares Denkmal – für die meisten jedenfalls.

Von seinem Platz aus sah der Kommissar den breiten, schwarzen Krater seitlich im Kopf des Diebes und das kleine Einschussloch an der Schläfe des Polizisten, das Rinnsal aus Blut und Hirnmasse, das ihm bis zum Hals floss; und er hörte die letzten Gedanken der beiden als leises Murmeln. Ihr habt keinen Dienstplan, dachte er bitter. Ihr seid jeden verfluchten Tag hier und verderbt mir die Laune mit dem unnötigen Schmerz eurer sinnlos geopferten jungen Leben.

Er wandte den Blick ab und stand auf; die Hitze wurde

von Minute zu Minute drückender, auf der Straße hörte man nun das ein oder andere Fahrzeug in Richtung Meer fahren. Ricciardi ging zum Kalender und riss das Blatt des vergangenen Tages ab. Dann las er das neue Datum: Sonntag, der 23. August 1931 – IX. Jahr Neun. Der neuen Ära. Des Zeitalters der Hüte mit Schleifen und der Stiefel, der seitengroßen Fotografien mit Pflug und Hemdsärmeln. Des Enthusiasmus und des Optimismus. Der Ordnung und der sauberen Städte, per Dekret.

Zu schön, wenn ein Dekret reichen würde, dachte Ricciardi. Leider dreht die Welt sich noch genauso wie vor dem Jahr Eins: dieselben Verbrechen, dieselben kranken Leidenschaften.

III Verflixter Sonntagsdienst, dachte der Brigadiere Raffaele Maione schnaufend auf seinem Weg von der Piazza Concordia zum Polizeipräsidium. Die Hitze war bereits mörderisch, dabei war es erst acht Uhr. Verflixter Sommer.

Der Brigadiere raste vor unberechtigter Wut. Doch er glaubte, gute Gründe zu haben. Eigentlich konnte er sich nicht beschweren, zum ersten Mal seit vor drei Jahren sein Sohn Luca von einem Räuber erstochen worden war, ging es ihm ausgesprochen gut. Das furchtbare Ereignis hatte ihm damals nicht nur das Herz gebrochen, sondern ihm und den Kindern auch die Frau und Mutter entfremdet, die sich ganz und gar ihrem stummen Schmerz ergeben hatte.

Bis im Frühling schließlich ein Wunder geschehen war. Er hatte schon nicht mehr daran geglaubt, sie noch einmal

lächeln zu sehen, doch hatten sie wieder zueinandergefunden wie einst vor so langer Zeit, und Raffaele hatte mit seinen fünfzig Jahren Grund, ganz unerwartet glücklich zu sein. Im Hause Maione ertönte wieder das lebhaftes Lachen von Mutter und Kindern, der Vater ließ sich wieder gutmütig foppen. Sonntags erfreute wieder der Duft von Lucias legendärem Ragù Herz und Gaumen. Warum also begab sich der Brigadiere an diesem Sonntag missmutig und zornentbrannt zur Arbeit? Und warum hatte er sich den Sonntagsdienst auch noch selbst ausgesucht, ihn mit einem Kollegen getauscht, der seinen Ohren kaum traute, als Maione ihn darum bat?

Es begab sich folgendermaßen: Vor einer Woche war Raffaele mit seiner Frau und seinen fünf Kindern spazieren gegangen. Nach wenigen Metern kamen sie am Laden von Ciruzzo Di Stasio vorbei, einem Gemüsehändler und alten Schulfreund des Brigadiere, bei dem die Familie regelmäßig einkaufte. Der Mann war auf die Straße gekommen, hatte seinen Hut gezogen und Maiones Frau ein nettes Kompliment gemacht:

»Sie sehen hinreißend aus, Donna Lucia. Ihre Haare glänzen wie Gold und Ihre Augen schimmern blau wie das Meer. Eines Tages schreibe ich noch ein Lied für Sie, Sie wissen ja, dass ich gern singe. Was finden Sie bloß an unserem Bären hier?« Und er versetzte Maione einen freundschaftlichen Klaps auf die Uniformjacke, die sich über den vorstehenden Bauch spannte.

Lucia hatte gelacht und sich bedankt. Maione fand das gar nicht lustig, er war eifersüchtig. Allerdings wollte er es nicht zeigen und schluckte seinen Ärger hinunter, als Lucia zu ihm meinte, dass auch Ciruzzo sich gut gehalten

habe und mit seinen fünfzig Jahren noch gertenschlank sei. Maione, der hundertzwanzig Kilo wog, hatte sich daraufhin noch schlechter gefühlt. In Wahrheit war Lucias Bemerkung der Sorge um die Gesundheit ihres Mannes geschuldet. Sein Vater hatte nämlich dieselbe Statur gehabt und war jung an einem Infarkt gestorben.

Von diesem Augenblick an wanderten Raffaeles Gedanken jedes Mal, wenn er etwas Essbares zu sich nahm, automatisch zu Ciruzzo und Lucia, was ihm umgehend schlechte Laune bereitete. Also hatte er beschlossen abzunehmen, und zwar sofort. Er würde diesem ungehobelten, Süßholz raspelnden Obstverkäufer schon zeigen, wer mit der schönsten Frau der Quartieri Spagnoli verheiratet war! Und hier war er nun, halblaut fluchend auf dem Weg zur Arbeit, an einem Sonntag, und das aus einem Grund, den er nicht einmal unter der Folter zugegeben hätte: um Lucias wundervollem Ragù aus dem Weg zu gehen.

Hinter den halb geöffneten Fensterläden beobachtete Lucia, wie ihr Mann sich auf den Weg ins Präsidium machte. Am Sonntag! Ausgerechnet als sie gerade das beste Ragù der Stadt gekocht hatte: Neun unterschiedliche Stücke Fleisch wurden dazu in Schmalz angebraten und einen ganzen Tag lang in Tomaten, Zwiebeln und Rotwein geschmort. Nicht zu glauben! Sie kannte ihren Mann gut; er würde niemals auf das Ragù verzichten. Also konnte es nur einen einzigen Grund geben: Raffaele dachte an eine andere Frau.

Für sein Schweigen und seine Verstimmungen in den letzten Tagen gab es keine andere Erklärung; es hatte begonnen, als sie mit den Kindern spazieren gegangen wa-

ren. Ganz offensichtlich hatte er jemanden kennengelernt, und die Bekanntschaft hatte sich auf seine Laune ausgewirkt.

Während sie mit dem Holzlöffel den Inhalt des großen Tontopfes umrührte, erinnerte sie sich an ihre Mutter, die stets gesagt hatte, die Laune der Köchin verändere den Geschmack der Speisen, die sie zubereite; man müsse glücklich sein, um zu kochen. Dieses Ragù wird bitter sein wie Galle, dachte sie.

Sie spürte die Eifersucht wie einen stechenden Schmerz in der Brust. Niemals würde sie zulassen, dass das Schicksal ihr noch einen ihrer Liebsten wegnahm. Lucia biss sich auf die Lippen und verließ ihren Platz am Fenster.

Enrica Colombo stand sonntags gerne früh auf, um alles fürs Mittagessen zu richten, während die Familie es sich an dem freien Tag noch ein wenig länger im Bett gemütlich machte. Ihre methodische Art verlangte nach Ordnung, und Ordnung erforderte Zeit. Als sie die Zutaten fürs Ragù auf den Tisch stellte, fragte sie sich, was ihre Eltern und Geschwister wohl denken würden, wenn sie zu singen anfinge.

Enrica war fünfundzwanzig Jahre alt und nie verlobt gewesen. Sie war nicht auffallend schön, doch auch nicht hässlich, da sie über eine durchaus weibliche Anmut und Freundlichkeit verfügte und feine Gesichtszüge hatte. Ein wenig zu groß vielleicht und Fremden gegenüber kaum zutraulich: Wer unvorsichtigerweise versuchte, die Distanz zu missachten, die sie zwischen sich und anderen aufbaute, erntete prompt einen strengen Blick hinter der runden Hornbrille. Diese Haltung beunruhigte die Eltern

sehr, denn sie befürchteten, ihre Erstgeborene könnte als alte Jungfer enden. Die jüngere Schwester nämlich war schon seit fast zwei Jahren verheiratet, und Enrica schien nicht einmal bereit, jemanden kennenzulernen. Sie hatte zwei Verehrer gehabt, deren Einladungen sie allerdings höflich, aber bestimmt ausgeschlagen hatte.

Doch Enrica war der Liebe gar nicht abgeneigt. Es war einfach nur so, dass sie wartete: darauf, dass der Mann, in den sie sich während langer rauer Winterabende und später in lauen duftenden Frühlingsnächten Schritt für Schritt verliebt hatte, endlich etwas unternehmen würde.

Nach einem Jahr hatte sie die Gelegenheit gehabt, mit ihm zu sprechen. Doch die Umstände waren leider nicht ganz so gewesen, wie sie es sich vorgestellt hatte: Als sie zum Mord an einer Kartenlegerin befragt wurde, bei der sie ein paar Mal gewesen war, erfuhr sie, dass es sich bei dem Mann ihrer Träume um einen Kommissar der Kriminalpolizei handelte. Die Vernehmung verlief nicht sehr freundschaftlich: Er brachte kaum ein Wort heraus und sie kochte vor Wut, da sie auf das Treffen ganz und gar nicht vorbereitet gewesen war. Wenigstens aber war das Eis gebrochen, und wenn sie sich jetzt abends zum Sticken ans Küchenfenster setzte, nickte sie dem Nachbarn von gegenüber leicht zu und er hob daraufhin unbeholfen die Hand zum Gruß. Das konnte man für wenig halten, doch ihr erschien es sehr viel.

Nun hieß es abzuwarten, bis Kommissar Luigi Alfredo Ricciardi, denn so hieß er, sich ihrem Vater vorstellen ließ, um ihn um Erlaubnis zu bitten, sie zu besuchen. Vielleicht würde es Zeit brauchen, gleichwohl würde er es ganz sicher tun. Würde er sich sonst jeden Abend pünktlich

zwischen neun und halb zehn ans Fenster stellen, um ihr beim Sticken zuzusehen? Es war also nur eine Frage der Zeit.

Doch Enrica Colombo war ruhig und entschlossen. Und sie besaß viel Geduld.

Livia Lucani, verwitwete Vezzi, war der Ansicht, lange genug gewartet zu haben. Daher stand sie nun in Rom am Bahnhof, um den Eilzug nach Neapel zu nehmen, wo sie lange Ferien zu verbringen gedachte. Die Wahl ihres Ziels war natürlich kein Zufall; sie hatte damit Freunde und Verwandte verblüfft und war zum Lieblingsklatsch der vornehmen Gesellschaft in der Hauptstadt geworden.

Livia Vezzi war nämlich ziemlich bekannt. Sie war sehr schön, dunkelhaarig und feminin, hatte eine geschmeidige Figur und regelmäßige Gesichtszüge, deren Krönung ein kleines Grübchen am Kinn und ein umwerfendes Lächeln bildeten. Außerdem war sie die Ehefrau des berühmtesten Operntenors des Landes gewesen: Arnaldo Vezzi, ein unangefochtenes Genie, mehr als zehn Jahre lang Mittelpunkt der mondänen Berichterstattung. Sie selbst war ebenfalls Opernsängerin gewesen; mit ihrer schönen Altstimme hatte ihr eine glänzende Karriere bevorgestanden, die jedoch durch ihre Heirat unterbrochen wurde. Ihr Mann hatte zahlreiche Liebschaften gehabt, bevor man ihn vor einem halben Jahr in seiner Garderobe im Theater San Carlo in Neapel ermordet aufgefunden hatte. Auch in Livias Leben hatte es ein paar flüchtige Begegnungen gegeben, die in ihrem Herzen jedoch nur eine noch größere Einsamkeit zurückgelassen hatten. Und was ihre Ehe betraf, so konnte Livia sich nicht einmal an die letzte glückliche gemeinsame Zeit erinnern.

Nach dem Tod ihres Mannes hatten viele Männer sie umworben, denn neben ihrer Schönheit waren auch ihre finanzielle und gesellschaftliche Situation äußerst verlockend. Nicht viele Frauen konnten die Tochter des Duce, die Livia stets zu ihren Empfängen einlud, zu ihren Freundinnen zählen. Der schönen Witwe aber lag nichts an einer neuen Beziehung. Sie gab sich fröhlich und unbeschwert, hielt jedoch alle auf Distanz. Es hieß, sie denke an anderes.

Während sie die beiden Männer im Wartesaal des Bahnhofs, die ein Gespräch mit ihr anfangen wollten, demonstrativ ignorierte, gestand Livia sich ein, dass es stimmte: Sie dachte an anderes. Und zwar an zwei außergewöhnlich grüne Augen, deren Blick sie zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt begegnet war: bei den Ermittlungen zur Ermordung ihres Mannes.

Diese Augen hatte ihr Charme völlig kalt gelassen, was Livia nicht gewohnt war. Und doch bestieg sie nicht aus einer bloßen Laune heraus einen Zug in die Stadt des gleißenden Lichts und der vollen Schatten. Ihre Freundinnen hatten unbedingt wissen wollen, ob eine Liebesgeschichte hinter dem scheinbar makabren Vorhaben steckte, ausgerechnet dort Ferien zu machen, wo ihr Mann ermordet worden war. Livia hatte ihnen erklärt, sie hoffe dadurch die Gespenster der Vergangenheit endgültig zu vertreiben. In Wahrheit allerdings wollte sie herausfinden, was sich hinter ihren unruhigen Träumen verbarg. Und um das herauszufinden, musste sie jene Augen wiedersehen.

Der Eilzug fuhr in den Bahnhof ein. Die beiden Männer hatten sich erboten, ihre Koffer zu tragen, dafür

schenkte sie ihnen nun ein Lächeln. Sie hatte wahrlich lange genug gewartet, um sich selbst etwas besser zu verstehen.

Zu lange.

IV Ricciardis Bürotür öffnete sich, und herein trat ein verschwitzter Brigadiere Maione.

»Guten Morgen und einen schönen Sonntag, Commissario. Gehören Sie auch zu den Glücklichen, die arbeiten dürfen?«

Ricciardi lächelte halbherzig.

»Ciao, Maione. Komm nur rein. Wie lässt sich der Tag denn an?«

Maione trat ein, trocknete sich die Stirn mit seinem Taschentuch und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

»Wie gestern, Commissario. Es herrscht eine Bullenhitze. Schon am frühen Morgen kriegt man kaum Luft, außerdem hab ich schon eine schlimme Nacht hinter mir, wie ein Kotelett hab ich mich im Bett hin und her gedreht. Irgendwann musste ich mich dann raus auf den Balkon setzen, um ein wenig durchzuatmen – aber von wegen, nichts da, ich hab kein Auge zugetan. War ich vielleicht froh, als es Morgen wurde und ich zur Arbeit gehen konnte.«

Ricciardi schüttelte den Kopf.

»Ich verstehe nicht, was dich dazu bewegt, am Sonntag hierherzukommen. Du hast eine wunderbare Familie, wahrscheinlich hat deine Frau heute sogar ihr köstliches Ragù gekocht. Wärst du nicht besser zu Hause bei deinen Kindern geblieben?«

Maione verzog das Gesicht.

»Sprechen wir lieber nicht vom Essen. Ich will ja unbedingt abnehmen, es muss einfach sein: Die Jacke meiner Sommeruniform geht nicht mehr zu, sehen Sie, ich musste die Winterjacke anziehen und komme fast um vor Hitze. Um genau zu sein, hab ich mich für den Sonntag gemeldet, nur *weil* Lucia so gut kocht, ich weiß doch schon, dass ich mich nicht beherrschen kann und gleich drei Teller Ragù esse. Nein, nein: Hier bin ich besser aufgehoben. Heute sollte es ruhig bleiben, nicht? Wer wird bei dieser Hitze schon etwas anstellen?«

Ricciardi war aufgestanden und schaute zum Fenster hinaus, die Hände in den Taschen vergraben.

»Keine Ahnung. Aber man kann nie wissen, die Leute sind unberechenbar: Ihre Gefühle brechen zu den merkwürdigsten Zeitpunkten aus. Die Hitze treibt sie in den Wahnsinn und raubt ihnen die Geduld; etwas, das sie im Winter oder im Frühling hinnehmen würden, regt sie im Sommer auf. Glaube mir, in dieser Jahreszeit geschehen die irrwitzigsten Dinge.«

Maione betrachtete zärtlich Ricciardis Rücken. Er war der Einzige im Polizeipräsidium, und vermutlich in der ganzen Stadt, der den Kommissar wirklich gern hatte. Er mochte es, dass Ricciardi sich den Schmerz der Opfer und ihrer Angehörigen so zu Herzen nahm, aber auch, dass er die Ursachen bestimmter Verbrechen wenngleich nicht entschuldigen, so doch nachvollziehen konnte und an der inneren Zerrissenheit der Schuldigen teilhatte.

Hin und wieder bekümmerten ihn allerdings die Einsamkeit des Kommissars und das Leiden, das sein Leben unterschwellig zu begleiten schien. Er hatte auch mit sei-